

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus |
| Herausgeber: | Historischer Verein des Kantons Glarus |
| Band: | 51 (1943) |
| | |
| Artikel: | Das Glarnerland in den Reiseberichten des XVII.-XIX. Jahrhunderts |
| Autor: | Gehring, Jacob |
| Kapitel: | 1: Uebersicht |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-584471 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS GLARNERLAND IN DEN REISEBERICHTEN DES XVII.—XIX. JAHRHUNDERTS

I. Uebersicht

Die vorliegende Arbeit wurde seinerzeit begonnen in der Hoffnung, zweckdienliche Auskünfte für des Verfassers »Glarnerische Musikpflege« zu finden; sie wurde fortgeführt in der Absicht, durch Sammlung — d. i. gleichzeitig Zugänglichmachung — und Sichtung der in den verschiedensten Archiven und Bibliotheken zerstreuten Reiseberichte aus dem Glarnerland von 1665—1852, einen Beitrag zur glarnerischen Kulturgeschichte zu liefern.

Als Hauptgegenstände des in diesen Reiseberichten Festgehaltenen können a priori bezeichnet werden: Landschaft und Mensch. Man darf erwarten: Aeußerungen über des Glarners Wohnung, Nahrung, Kleidung und Lebenserwerb, über seine Gestalt und seinen Charakter, über Sprache, Bildung, Sitten und Gebräuche, über Staats- und Kirchenwesen, über zufällige und gesuchte Begegnungen und Tagesereignisse, über den Eindruck der Tal-, Alpen- und Hochgebirgslandschaft. Gewiß empfangen wir durch die Reiseberichte auch einen Begriff von der Art zu reisen in vergangenen Zeiten.

Die Bedeutung der Reiseberichte ist aber nicht ausschließlich unter dem Gesichtswinkel eines Lesers von heute zu betrachten. Je nachdem ein Bericht Manuscript blieb oder gedruckt wurde, vermittelte er einem engeren oder weiteren Kreise eines bestimmten Reisenden persönliche Eindrücke. Konnte es den Glarnern recht sein, wenn ihre Heimat und die glarnerische Art, darin zu leben, bekannt gemacht wurde?

Der englische Gesandte in der Schweiz, *Abraham Stanyan*, schrieb 1714: *Le peu de connaissance qu'on a de la Suisse a été souvent pour moi un sujet d'étonnement... Je ne puis attribuer cette ignorance générale qu'au mépris que bien des gens ont pour ce pays;*

mais je dirai que ce mépris ne peut être que le fruit de l'ignorance...»

Noch 1741 liest man im 6. Stück der von *Bodmer* und *Breitinger* herausgegebenen »*Helvet. Bibliothek*«, daß zur Zeit das Bild der Schweiz in der Vorstellung des vornehmen wie des gemeinen Pöbels unter den Ausländern sehr verzeichnet sei.

Schon 1722 baten dieselben Bodmer und Breitinger im Auftrage der Gesellschaft der Sittenmaler in Zürich den Schwander Pfarrer *Joh. Heinrich Tschudi* um Beiträge von Glarus, da sie von keinem Kanton weniger Kenntnisse hätten über Erziehung, Gesellschaft, Kleidung, Unterhaltung, Gebräuche, Neuigkeiten, Beispiele edler Handlungen usw.

Hätte allenfalls ein sich völlig selbst versorgender Kanton es wagen können, eine chinesische Mauer um sich zu ziehen, so war das Glarnerland hiezu gar nicht in der Lage. Es lag aus wirtschaftlichen Rücksichten sehr in seinem Interesse, bekannt und erschlossen zu werden. Aber noch aus einem andern Gesichtspunkte heraus mußte es Besucher wünschen. Bischof *Ranutio Scotti* ließ sich im ersten Teil seiner »*Helvetia Profana e Sacra*« u. a. wie folgt über das Glarnerland vernehmen: »Questa Valle porta vanto di perfettissimo formaggio, che, lasciando un tal sapore su la lingua, accomoda il palato a gustar il vino più dell'usato; onde appresso la natione è in gran pregio« (1642).

Im allgemeinen gebrauchten, bis 1760 gangbarsten Geographiewerk des *Joh. Hübner* war zu lesen: »Die Einwohner des Cantons Glarus sind kurz angeritten, und wenn es ihnen nicht nach Wunsch geht, so greifen sie gleich zum Stricke«.

Es konnten also verantwortungsbewußte Reisende den Dank des Landes sich erwerben durch Berichtigung falscher Vorurteile, durch Verkündung seiner Vorzüge, und nicht zuletzt durch wohlmeinende Kritik an den wahrgenommenen Uebelständen.

Der erste, älteste aus der langen Reihe der in dieser Arbeit angeführten Berichte bezieht sich auf eine Reise des Jahres 1665. Zu diesem Zeitpunkt brauchte unser Land nicht erst (in geographischem Sinne) »entdeckt« zu werden, und bald wurde auch der Knabe geboren, der als Mann seinen Mitbürgern die erste systematische »Beschreibung von dem Land Glarus, dessen Gelegenheit, der Einwohneren Arth und Beschaffenheit, Polizey und Regiment etc.« schenken sollte.

Was dieser J. H. Tschudi 1714, was Christof Trümpi 1774, Dr. J. Blumer 1809, Melchior Schuler 1836, Blumer und Heer 1846 über den jeweiligen Zustand ihrer Heimat aussagten, war einmal stets ein Ganzes, und war in seiner Ganzheit so zuverlässig, daß ein gleichzeitiger Reisebericht jene Vorzüge kaum erreichen, geschweige denn übertreffen konnte. Mit fortschreitender Zeit mußte notgedrungen allerdings jede dieser Arbeiten in dieser oder jener Hinsicht veralten und konnte in mehr oder minder wichtigen Einzelheiten wohl durch einen jüngeren Reisebericht korrigiert werden.

Im Gegensatz zu den in wissenschaftlicher Absicht verfaßten Beschreibungen der genannten Glarner Historiker handelt es sich in den allermeisten der vorliegenden um Reiseberichte, die an sich nicht reine Wissenschaft sind, noch sein wollen, deren meiste aber ganz oder teilweise doch ernst genommen und von der Wissenschaft als Belege benutzt werden können.

Was den Bericht des reisenden Gebildeten von der wissenschaftlich-systematischen Darstellung grundsätzlich unterscheidet, ist sein *Charakter des Erlebnisberichtes*, dessen einfachste, natürlichste Formen die gefühlsbetonte des Tagebuchs und Reisebriefes bilden. Der Anspruch, daß sie das aus genannten wissenschaftlichen Darstellungen uns bekannte Bild von Land und Leuten wesentlich verändern, ist unbillig. Sicher ist, daß durch ihre Schilderungen manch ein Pinselstrich hinzukommt, der zu seiner Bereicherung gereicht; und vor allem erhöht sich dadurch gelegentlich dessen Lebendigkeit.

Von rund sechzig der in den Jahren 1663 bis 1852 unser Land besuchenden Reisegästen besitzen wir irgendwelchen handschriftlichen oder gedruckten, d. h. zu privatem Gebrauch oder für die Oeffentlichkeit bestimmten, summarischen oder ausführlichen, kunstvoll oder lässig geformten Bericht über ihre Reise. Die Mehrzahl der fremden Gäste hielt sich nur für kurze Zeit, manchmal nur während mehrerer Stunden, im Lande auf. Es wäre voreilig, deswegen, weil so ein Schnellbesucher unmöglich eine umfassende Darstellung von Land und Leuten bieten kann, seinen Bericht unbesehen abzutun. Ist der Reisende aufgeschlossen, gebildet und erfahren, und scheut er die Mühe nicht, so schaut er während eines kurzen Aufenthaltes — weil er besser schaut — auch mehr, als der stumpfen und trägen Geistes wochenlang im Land Weilende. Wer möchte bestreiten, daß schon ein einzelner Zug aus dem Leben des Volkes für dessen Charakter bezeichnend sein kann? Und daß die Natur zum starken Erlebnis werde, dazu genügt ein einziger Spaziergang!

Als Fremder ist der Reisende dem Mißverstehen anderer Sitten und Gebräuche ausgesetzt, genießt dafür aber den Vorteil, daß er das Neue aufnimmt mit von der Gewohnheit noch nicht abgestumpften Sinnen. Auch besitzt er die Distanz zum Objekt, die der Einheimische meist vermissen läßt. Nicht leicht z. B. gewinnt dieser eine sachliche Einstellung zu dem von ihm selbst mitgeschaffenen Dialekt. Nicht leicht erlebt er die Majestät der Gebirgswelt mit der Kraft dessen, der des Anblicks ihrer Größe nicht gewohnt ist. Und in allen sein Land angehenden Fragen ist er Partei. Kommt der Fremde, wie in der Regel, aus größeren Verhältnissen, so gewinnt er leicht die Höhe der Vogelschau, indes der Eingeborene eher der Gefahr verfällt, aus der Froschperspektive zu betrachten.

Was des Fremden Erlebnisberichte bieten können, sind »Momentaufnahmen« — nebst Betrachtungen darüber. Je nachdem der Zufall ihn begünstigt oder nicht, je nachdem die Wahl der »Momentaufnahmen« mehr oder weniger geschickt und wesentlich sich erweist, je nach dem Grad der Tiefe der Betrachtung, der Kraft des Ausdrucks, stellen wir den Bericht dieses Reisenden höher als den jenes andern.

Zu oberst in der Rangfolge steht der Schriftsteller, dessen Bericht ebenso reich, als richtig und tief, und außerdem literarisch wertvoll sich erweist. Welche Stufenleiter von der Höhe dieses Produktes hinunter in die Tiefe platten Geschwätzes oder geschäftstüchtiger Aufschneiderei!

Aber auch innerhalb ungefähr der gleichen Rangstufe — die ja nicht nach Millimetern auszumessen ist — welche Unterschiede der Persönlichkeit! *Stets sieht jeder nur das, wofür er »ein Auge hat«.* Der mit seinem Knaben eine Lustreise ins Rheintal unternehmende »Arme Mann im Tockenburg« bemerkt: »Ich mußte mich oft verwundern über die Kindheit meines Knaben, der das Merkwürdigste nicht achtete, dem etwas Kindisches merkwürdig war, so daß er kaum davon wegzubringen war.«

Aber auch derselbe Gegenstand wird verschieden geschaut, je nach Maßgabe der Aufgeschlossenheit eines Reisenden, seiner Bildung, Erfahrung, und nicht zuletzt seiner Vorurteile, mögen sie zeit-, konfessions-, alters- oder wie immer bedingt sein. Als Kind seiner Zeit verrät sich ein Reisender übrigens nicht nur in dem, was er sieht und nicht sieht, sondern auch in dem, wie er sich ausdrückt.

Drei alte Lehren findet der Leser der Reiseberichte bestätigt; erstens: Wer suchet, der findet — welche Weisheit wir nicht nur in dem landläufigen Sinne verstehen wollen, daß Beharrlichkeit des

Suchens zum Ziele des Findens führt, sondern noch mehr in dem andern, daß der im Vorurteil Befangene das findet, was er zu finden wünscht. Zweitens: Eines Mannes Rede ist keine Rede — man muß sie hören alle beede. Drittens: Le style c'est l'homme.

Unsere Absicht war, *alle* auf das Glarnerland sich beziehenden Reiseberichte aus genanntem Zeitraum zu erfassen. Den Begriff »Reisebericht« fassen wir so weit als möglich und lassen als solchen gelten jede Form persönlicher, auf eine getane Reise sich beziehender schriftlicher Aeußerung. Es ist uns bewußt, daß trotz umfassender Bemühungen der und jener mit der Zeit noch auftauchende Bericht uns daran erinnern wird, daß speziell ein Vorhaben wie das gegenwärtige kaum je seine letzte Vollendung findet.

Wie der Titel dieser Arbeit solches deutlich ausspricht, interessiert uns ein Reisebericht nur, insofern er vom Glarnerland handelt, und dementsprechend beurteilen wir einen Autor nicht an seiner gesamten, sondern nur an seiner das Glarnerland berührenden Leistung. Aus dieser grundsätzlichen Einstellung heraus resultiert hie und da eine von der üblichen abweichende Wertschätzung eines Verfassers; so z. B. eine niedrigere Bourrits, eine höhere Mayers.

Die Tatsache, daß der gesunde, und vom Alter noch nicht geschwächte Mensch, wenn nur die äußern Umstände es erlauben, innerlich stets geneigt, ja begierig wäre, sich auf Reisen zu begeben, kann letztlich auf das geistige Urphänomen zurückgeführt werden, auf welches in ganz anderem Zusammenhange G. W. F. Hegel in seiner Gymnasialrede vom 29. September 1809 mit folgenden Worten hinweist: »Das Fremdartige, das Ferne führt das anziehende Interesse mit sich, das uns zur Beschäftigung und Bemühung lockt, und das begehrenswerte steht im umgekehrten Verhältnisse mit der Nähe, in der es steht und gemein mit uns ist.«

Gelegentlich auf die Psychologie der Reisenden einzugehen ist unerlässlich, macht sich doch neben dem Motiv des Reisens auch das des Schreibens zum Vor- oder Nachteil eines Berichtes geltend; denn anders schaut, wer eine Not- (Flüchtlings-), anders wer eine Pflicht- (wissenschaftliche), anders wer eine Lustreise ausführt; anders schreibt, wer nur zum eigenen Gebrauche, anders wer für die Wissenschaft; anders schreibt, wer für Leser bescheidenen, anders wer für solche höheren Bildungsniveaus schreibt. Im Vordergrund *unseres* Interesses steht aber immer nicht der Schriftsteller, sondern sein Objekt. Stets suchen wir in erster Linie nach des Reisenden Ein-

druck von Land und Leuten und stellen an ihn die Frage: Wie empfindest du die Eigenart unseres Alpentals und seiner Bewohner?

Wie man die Sache auch drehe und wende: um eine kategorienweise Darstellung wird man bei der Lösung einer Aufgabe wie der vorliegenden nicht herumkommen. Statt nun aber der Reihe nach zu fragen: was haben die Reisenden auszusagen über Landschaft, Menschenschlag, Dialekt, Verfassung, Lebenserwerb, Bildung usw. — berücksichtigen wir lieber die neutrale Kategorie der Reise-Jahrzahl, welche Methode erlaubt, einen wertvollen Reisebericht in extenso wiederzugeben. Wir machen uns dabei den Standpunkt eines gebildeten, kritischen und insofern idealen Lesers aus der Zeit der Abfassung zu eigen, indem wir voraussetzen, daß er mit dem Inhalt der bereits — als Manuskript oder im Druck — vorhandenen Berichte vertraut sei und in *irgendeinem Sinne* über das bereits Vorhandene hinausgehe. Da nun aber Wiederholungen auch in im übrigen schätzenswerten Berichten sich finden, bleibt oft nichts anderes übrig, als die Wiederholung auszumerzen. Auszumerzen sind auch, als unweigerlich irgendwo abgeschrieben, Résumés der glarnerischen Geschichte und Verfassung. Angesichts eines bedeutenden geschlossenen literarischen Kunstwerkes verbietet sich natürlich der Eingriff, den die locker geformte Darstellung wohl zuläßt. Wo zahlreiche Eingriffe notwendig sind, rechtfertigt sich an Stelle bruchstückweiser-wörtlicher, die referierende Wiedergabe. Jeder der in chronologischer Reihenfolge angeführten Berichterstatter kommt nur insofern und darin zum Wort, als er eben in *irgendeinem Sinne* über seines Vorgängers Aeußerung hinausgeht.

Auf Reiseberichte, die einen integrierenden Bestandteil einer umfassenden Darstellung ausmachen — wie solche bei Ebel und Steinmüller zu finden wären —, begnügen wir uns hiermit hingewiesen zu haben. Berichte von wissenschaftlichen Spezialisten wie Scheuchzer, Besson u. a. berücksichtigen wir bloß in dem, was ihr Bericht über das genannte, inzwischen längst verarbeitete oder überholte Fachwissen hinaus enthält. Wo in andern Fällen ein Autor nur teilweise Berücksichtigung erfährt, wird darüber an Ort und Stelle Rechenschaft abgelegt werden.

Bei näherem Zusehen ordnet sich die respektable Reihe der Reisenden ohne Zwang in vier Gruppen. Das Jahr 1776 bezeichnet jene Wende, herwärts welcher mehrheitlich Ausländer, rückwärts welcher mehrheitlich Eidgenossen, und zwar gesellschaftsweise, unser Land besucht haben. Dieser 1727 einsetzenden »eidgenössischen« Reisezeit geht voraus die Epoche der »Vorläufer«. Die internationale Epoche,

die mit 1776 beginnt und welche wir nicht über 1852 hinaus berücksichtigen, wird durch die Helvetik in zwei Zeiträume geschieden, während welcher die Schweiz gegenüber vor- und nachher in ihren inneren Verhältnissen einen grundverschiedenen Anblick bot.

Finden auch innerhalb der ersten und zweiten, wie der zweiten und dritten Gruppe Ueberschneidungen statt — (schon Scheuchzer reist in Gesellschaft junger Eidgenossen; Zinzendorf dagegen ist alleinreisender Ausländer) — so bestätigen auch in diesem Falle Ausnahmen die Regel.

Das zum Besuch unseres Landes treibende Motiv unserer *ersten* Gruppe von Reisenden war vorwiegend deren naturwissenschaftliches Interesse. Dementsprechend gibt ihr Bericht in erster Linie Auskunft über das hauptsächlich in ihr Blickfeld gerückte *Objekt*, wogegen das Reisesubjekt höchstens indirekt Näheres von sich verrät, so daß die Reisenden dieser ersten Gruppe kaum einen Beitrag liefern zu dem Thema: Reisen in alter Zeit. Wohl erfährt man, daß Bernoulli einen Quadranten, Scheuchzer ein Barometer mit sich führte; über ihre persönliche Ausrüstung zu dieser Reise verraten die Aufzeichnungen aber nichts. Ein anderes Gemeinsames bildet die Tatsache, daß diese Freunde der Naturwissenschaft für den Landschaftseindruck noch wenig oder gar nicht aufgeschlossen sich erweisen; insofern ihr naturwissenschaftliches Interesse befriedigt wurde, befriedigte sie auch das ganze Unternehmen. Nur in diesem Sinne kann von ihren Reisen als von Vergnügungsreisen gesprochen werden.

Währenddem John Ray und Scheuchzer zum Vorteil der Wissenschaft ihre Reiseberichte zum Druck bestimmten, legte Zoller seine Eindrücke höchstens zwecks Zirkulation bei vertrauten Freunden schriftlich nieder; Balthasar und Bernoulli notierten sich dies und jenes wohl ausschließlich zu ihrem persönlichen Gebrauch. Mag auch Scheuchzer — unter den »Vorläufern« jener mit dem weitesten Horizonte — etliches berichten, was streng genommen außerhalb seines eigentlichen Vorhabens liegt, so verfällt er doch nirgends in Schwätzereien, und wie seinem eignet auch den andern Berichten dieser Reisendengruppe das Fehlen jedes novellistischen Einschlages. Wo ein Irrtum sich einschleicht, darf stets der gute Glaube des Verfassers vorausgesetzt werden.

Die Reisen der *zweiten* Epoche werden *gesellschaftsweise* unternommen von Söhnen vermöglicher Eltern, unter Führung, Vormundschaft und Verantwortlichkeit eines geistlichen oder weltlichen Lehrers. Abgesehen von einer einzigen Ausnahme, handelt

es sich in den Reisegesellschaften dieser Epoche um solche aus Zürich, und in den Teilnehmern ausnahmslos um solche evangelischen Glaubens. Daß unter den Besuchern keine katholischen Gesellschaften zu finden sind, erklärt sich wohl aus konfessionsbedingtem Ressentiment; daß gerade Zürcher es waren, die bei uns die reisende Schweiz repräsentierten, dürfte damit begründet werden können, daß das große und bildungseifige Zürich eher als kleinere Städte in der Lage war, mit Mitteln versehene, studierende Reiselustige zu stellen. Sobald auch, der Mittel oder Zeit wegen, eine größere Schweizerreise nicht in Frage kam, lagen die Glarner mit am nächsten. Sie waren die Nächsten nicht nur in geographischer Hinsicht: manch einer der geistlichen Führer wußte im Lande Fridolins einen Kollegen, manch einer der jungen Reisenden einen ehemaligen Hauslehrer anzutreffen. Aber auch ohne persönliche Bindungen standen Zürich und Glarus sich nahe, kraft des Andenkens an Ulrich Zwingli. Das gemischt evangelisch-katholische Regime des Landes mußte kein Hindernis, ein paritätischer Ort wie Glarus konnte vielmehr eine anziehende Merkwürdigkeit bedeuten.

Wie für die jungen Teilnehmer ein ganz außerordentlich freudiges, so bildete deren Schweizerreise für die Eltern ein nicht unbedenkliches Wagnis. Als der 18jährige *Hans Konrad Escher* (von der Linth) 1785 von seinem Vater die Zustimmung zu einer Reise ins Faucigny, Wallis und Berner Oberland erbat, schrieb ihm dieser: « Comme c'est peut-être la seule occasion dans votre vie de voir le Vallais, je consens de faire ce voyage; mais en cas que vous fussiez le seul pour le faire, je vous recommande de prendre un homme fidèle avec vous, qui connaît les principaux torrens, afin de ne jamais vous exposer trop ». Als der Sohn im Sommer des nächsten Jahres wieder von einer Schweizerreise zu reden begann, warf der Vater betroffen ein: »Du hast ja deine Schweizerreise schon gemacht!«

In den Reisen der jungen Schweizer handelt es sich um ausgesprochene Bildungsreisen, und es sollten sowohl Geist als Charakter der Reisenden Gewinn davontragen, und zwar der Reisenden einmal überhaupt als Menschen, dann noch insbesondere als Patrioten. Wie gleich der erste Bericht solches verrät, bestand zwar immer noch die Absicht, vaterländische Naturkunde zu treiben; daneben wollten aber die auf alle Fakultäten sich verteilenden Studenten Antiquitäten jeder Art besichtigen, historische Stätten, sowie gelehrte und verdiente Männer der dreizehn Orte aufzusuchen.

Diese dreizehn Orte wurden zwar als Eidgenossenschaft empfunden, als die Helvetia, zu der man auch gehörte; aber die eigentliche

Patria bildete der Heimatkanton. Noch 1816 redet *Scheitlin* von Besuchen anderer Kantone als von Reisen in andere Länder.

Im Gegensatz zu den Berichten der »Vorläufer« bieten diese jüngeren Berichte Bilder einzelner Siedlungen, namentlich der des Hauptortes. Es ist nur zu natürlich, daß der jeweilige Verfasser den Flecken Glarus mit seiner Vaterstadt vergleicht, und daß z. B. der Zürcher an Glarus mehr Reize findet als der aus dem kostbar-schönen Städtlein Schaffhausen Hergereiste. Mögen die jungen Städter dies und jenes bei uns diskret belächeln (nicht ahnend, daß die Bauern der Provinz sie gescheite Herren ab und zu mal zum besten halten): was nie verfehlt, starken Eindruck auf sie zu machen, sind die kühlen Bronnen des Hauptortes, die verschwenderisch-reichen Quellen der Landschaft.

Von *Schmutz* zu *Schinz* immer sichtbarer wird die nach und nach aufdämmernde Freude an dieser (Tal-) Landschaft. Neu sind Mitteilungen über Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse, über Sitten und Gebräuche, namentlich solche kirchlicher Art.

Köchlin (1751) ist der erste, der in seinem Bericht eine Fabrik erwähnen kann. Für ihn und für *Fäsi* sind die Fabriken imponierende Waffen im Existenzkampf, die aber als zweischneidige Schwerter noch nicht erkannt werden.

Verfassungs- und Rechtsfragen werden nur ausnahmsweise einmal angetönt, und die Landsgemeinde ist für *Spleiß* nicht viel mehr als eine anziehende eigentümliche Form, die der demokratische Kanton zur Schau stellen kann. Als sichtbares Manko an der Bildung der Reiseberichter dieser Epoche fällt ihr Versagen auf gegenüber den Werken der bildenden Kunst: speziell den zahlreichen, nie aber näher beschriebenen Kunstwerken der Glarner Kirche.

Zwar ist es *Spleiß* allein, der von seinen Zöglingen als von »Junkern« spricht, doch ist festzuhalten, daß es sich in den Jünglingen ohne Ausnahme um Herrensöhne handelt, denen stets Empfehlungsschreiben hochgestellter Persönlichkeiten ihrer Heimatstadt mitgegeben wurden. Natürlich lauteten diese Schreiben wieder an gesellschaftlich einen entsprechenden Rang einnehmende Glarner, und es scheint, daß keiner von diesen es sich hat nehmen lassen, die Gäste aufs zuvorkommendste zu behandeln. Dank dieser Sitte lernen wir mehrere alte Glarner von Bedeutung, auch in ihrer privaten Sphäre kennen.

Herkunfts- und Standesbewußtsein dieser Reisenden errichteten in ihrer Denkungsart jene Vorurteilsschranke, die sie noch nicht teilnehmen ließ am Schicksal der Sennen und der Fabrikarbeiter.

Sehr bezeichnend für diese Einstellung ist eine Bemerkung Schinzens in der Vorrede zu seinem Bericht, worin er seine jungen Freunde daran erinnert, wie wehe es tue, für den Angehörigen eines niedrigeren als des einem zukommenden Standes gehalten zu werden.

Keiner der eben in Rede stehenden Reiseberichte war zum Druck bestimmt. Ihre Abfassung erfolgte in einigen Fällen wohl einzig zu dem Zwecke, das Erlebte zuverlässiger festzuhalten, als dies vom Gedächtnis allein geleistet werden kann. Schmutz, Spleiß und Schinz mögen in ihren Berichten zuhanden der Eltern der ihnen Anvertrauten Rechenschaft abgelegt haben. Von Schmutz wissen wir, daß er für diese seine schriftstellerische Arbeit sich besonders honorieren ließ, und man darf wohl annehmen, daß er sein Manuskript an seine Auftraggeber aushändigen mußte. Allen diesen Reiseberichten dürfen wir deshalb einen hohen Grad von Zuverlässigkeit beimesse, weil der Verfasser in jeder seiner Angaben von mehreren Augenzeugen sich kontrolliert wußte.

Die Reisegäste unserer *dritten* Periode rekrutieren sich aus vieler Herren Länder: aus England, Frankreich, Deutschland und Polen; neben dem Lord finden sich Marquis und Baron, und außer diesen hochadeligen Herrschaften andere wohl situierte Respektspersonen, worunter erstmals auch Frauen und Künstler. Doppelt bemerkenswert neben ihnen wird, als Ausnahme, der Reisende einfachsten Standes, der hier erstmals auftaucht in den Personen eines Webers aus dem Toggenburg, und eines Hafners vom Zürichsee.

Es geschahen die Reisen dieser internationalen Reiseepoche gegenüber der ihr vorangegangenen aus einer veränderten inneren Einstellung heraus. Nicht mehr reisten bevormundete junge Leute aus vaterländischer Pflicht, sondern in mehrfacher Hinsicht Selbständige taten ihre Reise aus genießerischer Neugier unterschiedlichen Niveaus.

Das »Vorurteil« dieser Gruppe von Reisenden besteht in ihrer mehrheitlich geoffenbarten romantischen Einstellung, d. h. in unbewußtem Willen zum Idealisieren des Geschauten. Für die meisten bestand das Volk in den Alpen von vornherein aus ungebrochenkräftigen, genügsamen und schuldlosen, daher zufriedenen Menschen, deren Toleranz aus der Güte des Herzens hervorging. (Wie anders hätte die Bekanntschaft mit ihnen den Reisenden sonst zum bequemen Genusse gereicht?)

Eine Minderheit von Reisenden zählt nicht zu diesen »Veilchenfressern«. Sie findet nun auch den dritten Stand näherer Beachtung, ja der Teilnahme wert und interessiert sich für die staatlichen sozialen Fürsorgemaßnahmen. Sie erkennt, allerdings einseitig, vor allem rück-

sichtlich der schwankenden Konjunktur, die Problematik des Fabrikwesens, unterscheidet die Lage des Fabrikherrn von der seines Arbeiters. Es fällt der Ausdruck, fast möchte man sagen der Vorwurf: »Kapitalist«. Als andere neue Themen, die Beachtung finden, seien hervorgehoben: Volksschlag, Volkscharakter, Dialekt.

Schon um 1785 und noch um 1852 werden als »gewohnter Kehr« der internationalen Reisenden Routen bezeichnet, welche das Glarnerland abseits liegen ließen. Nach *G. E. von Haller* (1785) pflegte man von Luzern aus das Gebiet von Uri zu besuchen, dann Schwyz, Unterwalden, Bündten, Sargans, Rheintal, Turgäu und St. Gallen. *Mügge* (1852) stellt fest: »Es gibt in der Schweiz eine allgemeine Heerstraße für Touristen, von denen nur ein kleiner Teil sich absondert. Die Hauptmasse kommt über Basel oder Schaffhausen nach Zürich, geht über den Rigi nach Luzern, besucht das Berner Oberland und sucht dann seinen Weg nach Italien oder Deutschland zurück auf kürzeste Weise. ... An den Wallenstädtersee kommen die wenigsten Fremden.«

Wodurch nur geriet das abgelegene Glarnerland zunächst einmal ins *geistige* Blickfeld der Reisenden?

Da es erwiesen ist, daß des ersten »Internationalen« — daß *Coxes* Reisebriefe ansteckend gewirkt haben, genügt es, wenn wir uns um die Motivierung *seiner* Glarnerlandreise bemühen.

Der den Lord Pembroke auf dessen Schweizerreise begleitende geistliche Historiker Coxe zählt drei Gründe auf, warum die Schweiz zum Land ihrer Sehnsucht wurde: des Landes sonderbare Verschiedenheit der Regierungsformen, dessen ganz eigentümliche Schönheiten der Natur, und letztlich der die Vorstellung der Schweiz begleitende Nimbus der Freiheit.

Seine Kenntnisse von der Schweiz mag Coxe aus Stanyans »Account« (1714) geschöpft haben, welchem seinerseits als Hauptquelle Simlers »De Republica Helvetiorum« (1576) zugrunde lag. Mit bester Sachkenntnis beschreibt darin Simler u. a. vor allem auch die inneren Verhältnisse des demokratischen Ortes Glarus und gibt eine ausführliche Schilderung des Näfelser Fahrtsfestes.

Außer Stanyan könnte Coxe sehr wohl auch Scheuchzers, schon 1708 in lateinischer Sprache in London erschienene Berichte seiner Bergreisen der Jahre 1703 und 1704, sowie die 1723 ebenfalls lateinisch in Leyden erschienenen Berichte von den Bergreisen der Jahre 1705 und 1710 gelesen haben. Es liegt durchaus innerhalb des Wahrscheinlichen, daß der geistliche Historiker Coxe auch etwas gewußt hat von St. Fridolin und von Ulrich Zwingli, und der Name des seinen

Zieger und seine Schieferplatten exportierenden Landes kann wiederholt an seine Ohren gedrungen sein. Wer weiß, ob nicht die Gräfin Pembroke, der Coxes Buch gewidmet ist, auf einem von Burkhard Tschudi (aus Schwanden) in London gebauten Cembalo musiziert hat?

Aus über einem Dutzend verschiedener Jahrgänge dieser Periode sind mehr als 20 Reiseberichte vorhanden. Die überwiegende Mehrzahl der Berichte war zum Drucke bestimmt und erschien auch unmittelbar oder bald nach den Reisen. Im Gegensatz zu den wohlverwahrten Manuskriptberichten aus der letzten Periode waren diese Drucke nun jedermann zugänglich: Lob und Tadel der glarnerischen Verhältnisse verbreiteten sich nicht nur unter den Lesern der engern und weitern Heimat, sondern auch in der Fremde.

In Uebereinstimmung mit einem *Johannes Bürkli* und einem *J. Caspar Fäsi*, welche dabei die ganze Schweiz im Auge behielten, gelangte auch der in erster Linie das Glarnerland berücksichtigende *J. R. Steinmüller* zur Ablehnung weitaus der Mehrzahl der Reiseberichte. In der Vorrede zu seiner »Beschreibung der schweiz. Alpen- und Landwirtschaft« (1802) beklagt sich der Verfasser darüber, wie es seit einigen Jahren Mode geworden sei, daß jeder, »der nur einen Blick in die Schweiz warf, auch diesen schon beschrieb und ihn verwegen unter die Presse drängte«.

Es ist sehr fraglich, ob Steinmüller *alle* hier zur Berücksichtigung gelangenden Reiseberichte gekannt hat. Spielte ihm der Zufall die gewisser Franzosen als einzige in die Hände, so verstehen wir seinen Aerger. Wie schon dargetan, stellen wir aber (in offenem Gegensatz zu Steinmüller) an den Reisebericht andere Anforderungen als an die wissenschaftlich-systematische Beschreibung von Land und Leuten, woraus sich ohne weiteres eine günstigere Beurteilung anderer Reiseberichte ergibt.

Von den 24 in diese dritte Gruppe einzureihenden Autoren sind es nur ihrer fünf (Zinzendorf, Knoll, Bräker, die Polin, Nehracher), die ihren Bericht nicht für den Druck bestimmt haben; wir stellen sie hier hors concours. Teils nicht ernst zu nehmen, teils schwach oder wenig ertragreich sind Bourrit, Laborde, Robert, Cambry, Bürde und De Langle. Im Chor des verbleibenden Dutzends möchten wir keinen Sänger unseres Vaterlandes missen. Nicht nur zeitlich, sondern auch um ihres Einflusses auf die späteren Reisenden willen sind Coxe und Ramond als erste unter ihnen hervorzuheben. In ihre Gefolgschaft gehören Mayer und die Williams. Unter den Schweizern an die Spitze zu stellen ist unstreitig Füßli. Auch Fäsis Bericht

nimmt ein hohes Niveau ein, wogegen Büeler sich vor allem dadurch unentbehrlich macht, daß er *vieles* bringt. Bessons Bericht verrät den zuverlässigen Wissenschaftler, Grassens Reisebrief den Maler-Poeten. Aus Zschokkes Worten spricht der selbstsichere, geistvolle Beobachter, der wirksam vorzutragen weiß, was er erlebt hat. Lehmann, erst eher zustimmend zu Land, Leuten und Einrichtungen eingestellt, glaubte nach weiterer Ueberlegung sich korrigieren zu müssen, worauf Af-sprung sich in einigem als Verteidiger der Glarner bemüht hat.

Von den siebzehn außerschweizerischen Europäern unserer *vierten* Reiseepoche, deren Reiseberichte aus dem Glarnerland uns unter die Augen gekommen sind, rekrutieren sich acht aus Deutschland, fünf aus Frankreich, drei aus England und einer aus den Niederlanden; 1817 beeindruckte uns erstmals ein Ueberseer — ein Französisch-Amerikaner — mit seinem Besuch.

Auffällig, aber keineswegs zufällig ist gegenüber vorher die Umkehrung der Verhältniszahl zwischen deutschen und französischen Gästen. Es mochte letzteren doch geratener scheinen, sich einiger Zurückhaltung zu befleißeln dem Lande gegenüber, dem bei seiner Vergewaltigung durch französische Heere soviel Unrecht und Leid zugefügt worden war.

Da für die Zeit der Helvetik (1798—1802) keine Reisenden nachzuweisen sind, ist für alle ankehrenden fremden Gäste unser Land stets ein Landsgemeindekanton gewesen. Die Schweiz und mit ihr der Kanton Glarus war nun aber nicht mehr weit und breit das einzige Land mit demokratischen Regierungsformen; es mußte also notgedrungen der Nimbus seiner Freiheit an Glanz etwas eingebüßt haben.

Was der Schweiz auch nach der Revolution in der Vorstellung der Ausländer an anziehenden Reizen verblieben war, äußert z. B. Platen *vor Antritt* seiner Schweizerreise am 22. Juni 1816 mit folgenden Worten: »Die Schweiz ist teils ihrer unsäglichen Naturschönheiten von jeder Art, teils ihrer Verfassung und Geschichte und teils ihrer verschiedenstämmigen Bewohner wegen ein äußerst merkwürdiges Land«.

In seinem Vortrag über Escher von der Linth hebt *Oswald Heer* den großen Anteil Ebels am Interesse der Fremden für die Eidgenossenschaft hervor und sagt: »*Ebel* hat durch seine Anleitung die Schweiz zu bereisen (1. Auflage, 1793) ... zum Besuche unseres Landes einen mächtigen Impuls gegeben. Es ist dies Buch das Vorbild und die Schatzkammer der vielen roten Bücher geworden, die wir jetzt in der Hand aller Reisenden sehen.« Unter den roten Büchern

versteht Heer die »Bädecker« jener Zeit, als da waren die Reisehandbücher von Heidegger (1787), Ebel (1793), Glutz-Blotzheim (1818), Samuel Murray (1838), Samuel Walcher (1832).

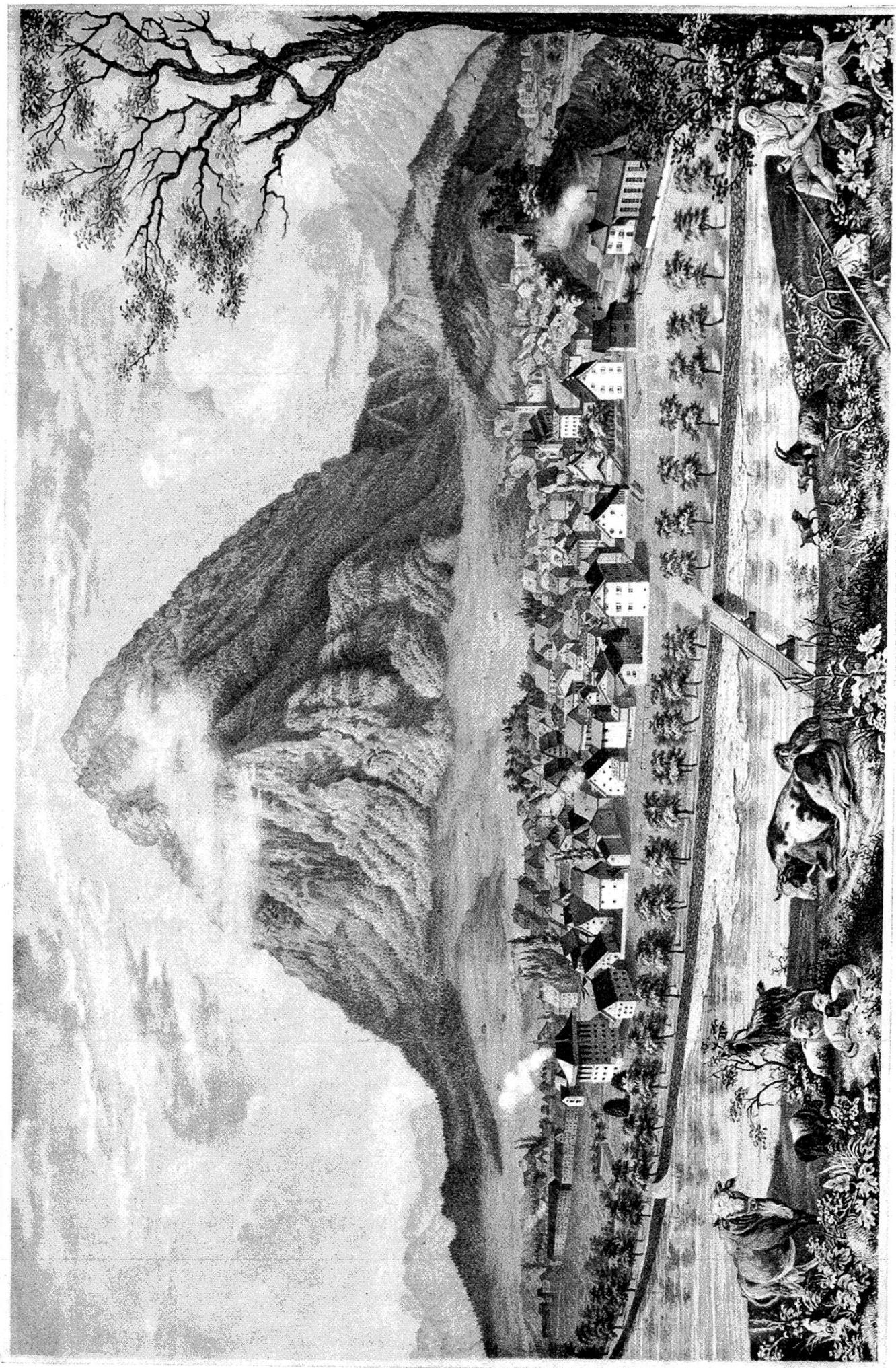
Zu Anfang dieser vierten Reiseepoche erinnerten sich die Fremden des Glarnerlandes im besonderen als Durchzugsgebiet des Suwrowschen Heeres; zu Ende der Epoche als des Kantons, an dessen Südende ein wachsenden Rufes sich erfreuendes Bad lag; in der Mitte als Gegend der segensreichen Entsumpfung. Ein 1821 bereits in dritter Auflage erschienenes anonymes Schriftchen über »Das Linthal, wie es ware, und wie es jetzt ist« gibt als Schlußabschnitt eine »Anleitung zum Besuche der Gegend« und unterläßt nicht, darauf hinzuweisen, daß in Mollis »beym Bären gute Herberge ist«.

Dem glarnerischen Menschen begegnet der Reisende nun nicht mehr mit vorgefaßtem, idealisiertem Urteil, sondern zeigt sich bereit, ihn in den Kauf zu nehmen wie er ist, d. h. samt moralischen und physischen Gebrechen, die er ja mit ihm teilt. Es stößt der Unvollkommene auf den Unvollkommenen, immerhin aber der Mensch auf den Menschen, und es ist bezeichnend für die neue Zeit, daß der Künstler aus Paris und der Senne im Richisau menschlich sich gegenseitig viel bedeuten können.

Da der Reisende nun nicht mehr mit vorgefaßter Meinung, sondern unbefangener schaut, schaut er richtiger, und es tritt ihm nun die Individualität des Glarners deutlicher in Erscheinung — so deutlich sogar, daß er imstande ist, innerhalb des Glarnertums wieder individuellen Typen zu unterscheiden. Dem modernen*, unromantischen Schauen kam das Land insofern entgegen, als seine Industrialisierung nun vollzogen war, und es als Fabrikland kaum mehr romantisch wirkte.

Zwar hatten alle Reisenden, die nicht gewillt oder genötigt waren, unser Gebiet von Norden her zu betreten und es durchs Unterland wieder zu verlassen, eine Paßwanderung wohl oder übel in Kauf zu nehmen. Das Bergerlebnis weder als zufällig noch als unumgänglich, sondern als hauptsächlich erstrebenswert, nicht als willkommene Beigabe, sondern als Sinn und Zweck des ganzen Unternehmens begegnet uns erstmals bei Keßler (1808). Nicht mehr wird hier, wie noch von Zschokke (1796), in Unwissenheit dem Tödi in Schnürschuhen zu Leibe gerückt, sondern der Alpinist weiß oder ahnt wenigstens, was er seinem Vorhaben schuldig ist. Endgültig vorbei

* Die Bezeichnung »modern« findet sich erstmals 1816 im Reisebericht des Grafen A. v. Platen (siehe Seite 153).



Glarus
O. Dreller, um 1845

sind damit die Zeiten, denen die Glarnergebirge als »gräßlich« vorkommen. (J. Conrad Fäsi 1766.)

Das romantische Vorurteil vieler Reisender der dritten Epoche hatte — wie wir sahen — nicht zum Vorteil ihrer Reiseberichte gereicht. Immerhin war ihre Schönfärberei aber sozusagen unter dem Druck einer force majeure entstanden: einer allgemeinen Blickweise, der sie sich nicht zu entziehen vermocht hatten; sie irrten sich in guten Treuen.

Es blieb gewissen Berichterstattern der *vierten* Periode vorbehalten, diese Gesinnung aufzugeben, sich bewußt einzustellen auf des Publikums Begier nach Reisebeschreibungen und in Zusammenhang damit auf das literarische Geschäft. Dieser, namentlich von den Franzosen gehuldigten Denkweise verdanken wir Machwerke vom Schlag eines Dumas und Martin, deren Unehrlichkeit so weit geht, daß dem Leser kaum etwas anderes übrig bleibt, als das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Unter den 24 Autoren dieser vierten Reiseepoch sind Escher und Weißenfluh die beiden einzigen, die nicht von vornherein an die Drucklegung ihrer Manuskripte dachten. Edelmann, Platen und Biedermann lassen sich zu einem — sonst allerdings sehr ungleichen — Trio vereinigen, dessen Reiseschilderungen jeweils nur einen Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang autobiographischen Inhalts bilden. Unter den billigerweise vergleichsfähigen übrigen Neunzehn sind Lantier, Kellermann, Martin und Dumas als zu wenig seriös, Latrobe und Drieling als wenig ergiebig in eine Gruppe leicht zu Vermisender auszuscheiden. Rund ein Viertel der dreizehn Verbleibenden, nämlich v. Schütz, Hegetschweiler und Hirzel, fallen als Spezialisten in die Augen, als »Entdecker« des einzig noch verbliebenen Neulandes, des Hochgebirges. Scheitlin und Kasthofer, unter den restlichen zehn Autoren die einzigen Schweizer, unternahmen ihre Reise in ausgesprochen gemeinnützigem Interesse; ihre Eindrücke der Allgemeinheit zu unterbreiten, mußten sie als Pflicht empfinden. Kasthofers in gutem Sinn nüchterne Art dürfte heute allgemein besser zusagen als die der Schlichtheit da und dort ermangelnde Scheitlins.

Die bemerkenswerte Tatsache, daß unter den Reisenden von 1665 bis 1852 *kein einziger Italiener* sich befindet, bedarf noch eines kurzen und nicht uninteressanten Kommentars, in welchem wir aber nicht in Mutmaßungen über die Ursachen jener Erscheinung uns einlassen, sondern vielmehr auf den Tribut hinweisen wollen, den ungeachtet ihrer Abwesenheit die Italiener unserer engeren Heimat als bereits weitherum bekanntem Reiseziel trotzdem entrichtet haben.

Der italienische Komponist *Carlo Pedrotti* (1817—1893) hat 1851 eine zweiaktige, tragikomische Oper vollendet, die den Titel trägt: »Fiorina-o-La Fanciulla di Glaris.« Daß mit der Titelheldin tatsächlich ein Glarnermädchen gemeint ist, bestätigt das Textbuch ausdrücklich in der Angabe: »L'azione si finge in un villagio presso il cantone di Glaris nella Svizzera.« Es ist nicht möglich, eine erschöpfende Antwort darauf zu geben, warum gerade Glarus zum Ort der Handlung erkoren worden ist; ein Grund dafür liegt jedoch mit darin, daß in der Gedankenwelt des Verfassers des Textbuches — ihn einen Dichter zu nennen wagen wir nicht — Glarus einen besonderen Ruf als lockendes Reiseziel genossen hat. Nicht nur treten (mit dem unvermeidlichen Alpenstock bewehrte) »Viaggiatori di varie nazioni« auf — auch eines der Hauptdarsteller, des Pittore francese, Anwesenheit in Glarus ist eben damit motiviert, daß unseres Landes Naturschönheiten auch im Ausland mit Bewunderung erwähnt wurden.

Wann der Vorhang zum erstenmal sich hebt, zeigt sich dem Zuschauer die Vorderfront eines Gasthauses im Gebirge, von dessen Fenstern aus der Blick auf einen nahen Wasserfall und auf Gletscher geht. Der Gasthof heißt »Al Pellegrino« — mit welchem Pilger möglicherweise unser Wappenheiliger, der St. Fridolin gemeint war.

Schon am frühen Morgen nähern sich fremde Touristen dem Wirtshaus und sind im Begriff, mit dem Besitzer Eugenio über ihre Verpflegung zu verhandeln, als auch schon ein Alphorn den berühmten Kuhreihen (*il famoso Ranz-des-vaches*) in die Weiten hinaus sendet — nicht ausschließlich zum Vergnügen des Bläzers oder der Reisenden, sondern in erster Linie zum Heile von Touristen, »che avessero smarrito il lor cammino«. Giuliano, der französische Maler, hätte nie vordem gedacht, daß er seine Rettung einmal den Klängen des Alphorns verdanken müßte. In der Folge entpuppt sich der Franzose weniger als tüchtiger Maler denn als widerlicher Schürzenjäger — viel zu feige, um als Don Juan bezeichnet zu werden. Wie es in Sachen der Liebe mit den Glarnermädchen stehe? fragt er den Wirt, und Eugenio, der Vater zweier hübscher Töchter, bekennt offenherzig: »è vivido fra questi monti amor.«

Inzwischen ist Fiorina, des Wirtes jüngeres Töchterlein erwacht, vernimmt während des Ankleidens den Kuhreihen; summt ihn nach seinem Verklingen leise vor sich hin, und fühlt dadurch ihr Heimatgefühl kräftiger sich regen. Gleichzeitig spürt sie aber den Stachel des Kummers darüber, daß der, dem ihr Herz gehört, kein Hiesiger ist. Lieber als dem zwar kühnen, aber ausländischen (sagen wir bünd-

nerischen) Gemsjäger gönnten Eltern und Mitbürger sie dem ange- sessenen, wohlhabenden Hermann.

Natürlich macht sich der Franzose bald an Fiorina heran — Hermann lässt sich solches nicht ohne weiteres gefallen, und ein Duell scheint unausbleiblich. Aber der feige Maler kneift aus.

Unterdessen hat sich der Bündner Gemsjäger beim sonntäglichen Schießen der Glarner rühmlich ausgezeichnet, und deren Zuneigung gewonnen. Hieraus schöpft Fiorina nun auch die Kraft, ihm entgegen dem Wunsche der Eltern sich zu versprechen.

Der Abgang des Franzosen ist schmählich! Er ließ die Wirtstochter glauben, er hätte seinen Rivalen im Zweikampf besiegt, und gedachte nun, die süßen Früchte seiner Flunkerei zu ernten. Da tritt der totgesagte Hermann hinzu und heißt ihn nun den Finkenstrich plötzlich und endgültig zu nehmen. Gegenüber Fiorina erweist sich Hermann nicht minder großzügig — womit das happy-end der Tragikomödie gesichert ist.

*

Es sei, sagt einer der Reisenden sehr anschaulich, das Glarnerland »wie eine Fischer-Reusche: man kann nur an einem Orth, gegen Norden, nämlich zwischent Näfels und Mollis davon kommen«.

Genau genommen gibt es natürlich noch andere Ein- beziehungsweise Ausgänge, doch führen sie sämtlich über Alpenpässe. Der Begangenheit nach ordnen sich rücksichtlich der erwähnten Reisenden diese zu folgender Reihe: der meistbenützte war der Klausen, dann kommen Panixer, Pragel, Segnes, Kisten und Risetten. Wenn wir sagen, daß alle diese Wege nach Glarus führten, so wollen wir damit die Tatsache festhalten, daß der Hauptort von keinem Reisenden übergangen worden ist. Groß- und Kleintal finden wir schon früh besucht; der leichteren Erreichbarkeit wegen wurden der Sehenswürdigkeit des Großtals, der Pantenbrücke, mehr Besuche zuteil als der des Kleintals, dem Plattenberg. Etwas später (1731) sieht das Klöntal die ersten Besucher; häufiger finden sie sich da erst ab 1788; die Denkmalssetzung für Salomon Geßner durch Zwicki und Büeler mag ihm als Reklame gedient haben. Zuletzt »entdeckt« wurde (abgesehen vom Hochgebirge) die Landschaft des Kerenzerbergs. Wenn schon Benvenuto Cellini mehr als anderthalb Jahrhunderte vor *Helene Williams* notgedrungen seinen Weg nach Zürich über den Kerenzerberg genommen hat, so wollen wir die Ehre seiner »Entdeckung« doch der Engländerin belassen, sagt doch auch Jacob Burckhardt (in der »Kultur der Renaissance«) einmal: »Nun ist aber

der wahre Entdecker nicht der, welcher zufällig zuerst irgendwohin gerät, sondern der welcher gesucht hat und findet*.«

Soweit sie von Norden her unser Land erreichten, durchmaßen es die ersten Reisenden zu Pferd; aus jeder andern Richtung kommend mußten sie eine Paßwanderung in Kauf nehmen. Das Gepäck der Reitenden wurde gern einem Bagageroß aufgeladen; der Paßwanderer mietete sich einen Träger, der auch des Weges kundig sein mußte. Waren der Paßwanderer mehrere, so verluden sie das Gepäck auf einen Bagagewagen, der dann nicht umhin konnte, einen gangbaren Umweg einzuschlagen. Die ersten mit voiture reisenden Fremden begegnen uns 1781. 1832 bezeichnet Alexander Dumas seine ihn ins Glarnerland fahrende voiture näher als »Cabriolet«. Des Holländer Drieling 1829 in Linthal gemietete voiture hingegen, war noch ein primitiver »Char-à-bancs« gewesen.

Vor der 1765 beschlossenen und angefangenen Straßenverbesserung mag eine Wagenfahrt — da wo sie überhaupt möglich war — ein kleines Vergnügen gewesen sein. Noch 1816 vermißte der Fußwanderer auf dem Kerenzerberg sowohl als im Kleintale auch nur einigermaßen gepflegte Wege. Ungefährdet von Mollis auf der Landstraße nach Weesen zu gelangen, war schon 1755, wohl in erhöhtem Maße noch 1779 eine Sache des Zufalls und Glücks, indem das Gelingen nämlich davon abhing, daß der Walensee eben nicht sehr hoch stand, oder daß bei Hochwasser der Fußgänger Hilfe erhielt von ihm bemerkenden Bauern.

Von 1790 an war den Fremden die Möglichkeit geboten, je Mittwochs und Samstags mit dem Postwagen ins Land ein-, je Montags und Donnerstags aus dem Lande auszureisen. Verwöhnt durften sie allerdings nicht sein, denn das Fuhrwerk, dem sie sich anvertrauten, war ein mit einer Harztuchdecke überspannter, schwerfälliger Leiterwagen. Von 1817 an stand den Passagieren eine erheblich bequemere

* Die sich auf das Glarnerland beziehenden Angaben Cellinis sind wenig umfangreich. Er, zwei ihn begleitende junge Männer und der unehrliche Florentiner Kurier Busbacca kreperten fast samt ihren des Kletterns ungewohnten Pferden, als sie im Mai 1537 von Mühlehorn aus in beschwerlichem Anstieg die Höhe des Kerenzerberges zu erklimmen unternahmen. Endlich erreichten sie oben das einsam-wild gelegene Wirtshaus, wo sie aufs freundlichste aufgenommen wurden. Ihr verwundetes eines Pferd wurde mit gewissem, reichlich an den Hecken wachsendem Kraut behandelt. — Die Reisenden übernachteten in der Folge an einem »Ort jenseits Weesens« (auf dem Wege nach Lachen). In allen Stunden der Nacht hörten sie den Wächter singen; doch sang er nichts weiter, als daß man das Feuer wohl bewahren solle; denn alle Häuser bestanden aus Tannenholz.

Postkutsche, Diligence geheißen, zur Verfügung. Das Jahr 1835 brachte die weitere Verbesserung, daß die Post nicht mehr nur zwei-, sondern viermal wöchentlich ihre Fahrt ausführte. Die Diligence »sollte außer dem Cabriolet wenigstens 6 Plätze für Reisende enthalten, mit 4 Pferden, die ein Postillon vom Sattel aus führte, bespannt sein; sie sollte zugleich jeweilen von einem Conducteur begleitet werden. Morgens 8 Uhr von Glarus abfahrend, sollte sie Punkt 12 Uhr in Lachen sein und Nachmittags 2 Uhr von da zurückkehrend $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Abends in Glarus eintreffen.« Um 1846 bestanden tägliche Postkurse nicht nur nach Zürich, sondern auch nach St. Gallen und Chur.

Eine Fahrt mit dem *Botenschiff* beschreibt *Oswald Heer* mit folgenden Worten: »In dem Botenschiffe war eine Art von Kajüte angebracht, so niedrig aber, daß man mit Not darin aufrecht sitzen konnte; sie war mit Heu belegt und über dieses eine große Decke gelegt. In dieses Heu kroch dann alles Volk, Männer und Weiber, reich und arm, alles bunt durcheinander. In der Nacht hielt das Schiff in Stäfa an, wo ein Nachtessen eingenommen wurde; dann wurde die Reise weiter fortgesetzt bis Zürich. Gewöhnlich langte man vor Thoraufgang daselbst an und wartete dann zu, bis das Wassertor geöffnet wurde, um in die Stadt einzufahren.« »Ich erinnere mich noch gar wohl der mancherlei komischen Szenen, die entstanden, wenn wir Glarner... aus dem Heu des dunklen Schiffsraumes hervorkrochen und beim Raben in Zürich ans Land stiegen.«

*

Den elementarsten Anforderungen der Reisenden nach Sicherheit vor Wegelagerern konnte das Land genügen, schon lange ehe der erste Gast 1665 bei uns eintraf. Es berichtet auch keiner der Paßwanderer von einem Abenteuer mit einem Raubtier. Da aber 1816 erst der letzte Bär im Großtal sich zeigte und geschossen wurde, war es bis dahin geraten, eine Waffe mit sich zu führen.

Ein dringendes Bedürfnis nach Unterkunft bestand zunächst in den Dörfern Linthal und Elm für die über die Südpässe Eingereisten; für die Pragelwanderer war eine Unterkunftsmöglichkeit wünschbar hinten im Klöntal. Soweit unsere Reiseberichte hierüber Auskunft geben, hat bereits 1727 Ratsherr Zweifel in Linthal, Ratsherr Stüssi in Rüti ein Gasthaus geführt. In Matt gab es zur gleichen Zeit wohl zwar ein Schenk-, aber noch kein Gasthaus, und in Elm machte noch 1773 der Pfarrer auch den Wirt. Ueberraschte die Nacht den Paßwanderer, während er noch hoch über dem Tale sich befand, so

suchte er Zuflucht in einer Sennhütte. *Ramond* berichtet, daß die Sennen aus dem Grusse der Fremden (Grüß Gott — oder — Gelobt sei Jesus Christus) auf dessen Konfession schlossen und daß ein und derselbe Reisegast auf verschiedenen Alpen unseres Landes eine recht unterschiedliche Behandlung erfahren konnte, je nachdem er gleichen oder verschiedenen Glaubens schien wie seine augenblicklichen Gastwirte.

Währenddem noch 1796 Graß und seine Zürcher Freunde ihre liebe Not hatten, Unterkunft zu finden bei einer Bauernfrau im Vorauen, müssen sich innerhalb der nächsten drei Jahrzehnte diese Verhältnisse gründlich verändert haben, denn 1829 rissen sich — wenn wir Martin glauben dürfen — die Klöntalbauern um jeden auftauchenden Fremden.

Einem Artikel des Bernischen Bürgerjournal vom Jahre 1791 zu folge dürfte der Wirtestand in der vorrevolutionären Schweiz ganz allgemein zweier Hauptsünden sich schuldig gemacht haben: einer ganz nach Titel und Rang angepaßten Behandlungsart der Fremden, und eines aufdringlichen Renommierens mit der Schweizerfreiheit. *Graß* legt den Finger noch auf eine dritte Wunde und beklagt sich darüber, daß der sein ganzes Gepäck im Ränzel tragende, einzelreisende Fußgänger zwar tüchtig bezahlen muß, daß er im übrigen aber nicht besonderer Aufmerksamkeit sich erfreut, und daß man »keine andre Reisende sehen mag, als die mit Führern und Maul'eseln kommen«. Was Schinz und Besson in dieser Hinsicht berichten, scheint Grassens Feststellung zu bestätigen. In *einer* Hinsicht reisten damals Schweizer und Ausländer, Einzelne und Gesellschaften ohnehin teurer als man heute reist, geschah doch das Umwechseln der Valuten von Kanton zu Kanton selten ohne merkbare Einbuße.

Das erste von einem Reisenden (1683) namentlich erwähnte Gasthaus ist der »Löwen« in Glarus. Wenn schon der betreffende Bericht nicht näher darauf eingehet, sind wir berechtigt anzunehmen, daß um jene Zeit ein den Hauptort besuchender Fremder dort geziemende Unterkunft und Verpflegung finden konnte.

Bezüglich der Sprachenfertigkeit der besseren Wirte dürfen wir die begründete Vermutung hegen, daß man sich mit ihnen wie auf italienisch, so auch auf französisch wohl verständigen konnte. Zu Beginn der ersten internationalen Reisezeit, d. h. um 1776, gab es gewiß auch den und jenen des Englischen mächtigen Wirt, denn bereits schon 1688 hatten die Brüder Joß und Thomas Schmid aus ihren glarnerischen Landsleuten die Aufstellung einer hernach in englischem Solde auf den britischen Inseln Dienst tuenden Dragoner-

Kompagnie unternommen. Ob ähnlich günstige Verhältnisse auch schon für den 1665 bei uns ankehrenden *John Ray* vorausgesetzt werden dürfen, ist fraglich, und es stehen möglicherweise die Kürze seines Aufenthaltes und die Bescheidenheit der Ergebnisse in direkter Abhängigkeit von den Verständigungsschwierigkeiten zwischen Gast und Wirt.

Einzelheiten über die Leistungsfähigkeit der Gasthäuser sucht man in gedruckten Berichten — von denen man mit Recht anspruchsvollere Dinge behandelt sehen will — sozusagen vergeblich. Die Menus der Soupers zu Matt (Gerstensuppe, Braten, Zwetschgen, Glarner Wurst, Wein und Brot) und Glarus (Suppe, Fisch, Güggel, Braten, Wurst, gekochte Zwetschgen, Krachmandeln, Haselnüssen-Turten), die im Geßnerschen Manuskript von 1781 mitgeteilt werden, lassen die Lage der Gäste hinsichtlich der Verpflegung in günstigstem Lichte sehen. Auch der Betten zu Matt gedenkt Geßner lobend. Ueber das Frühstück spricht er sich nicht aus; möglicherweise geriet es zu einiger Enttäuschung der Zürcher, denn noch 1816 hatte der Reisende in Matt und andern Dörfern es in Kauf zu nehmen, daß ihm statt der erwarteten Kuh- nur Geißmilch aufgetischt werden konnte.

Auch *Mayer* (1784) weiß seinen Landsleuten von einer Verlegenheit zu berichten, in welche jeder damals die Innerschweiz bereisende Großstädter leicht geraten konnte. « Vous trouvez dans leurs bourgs une physiognomie bien opposée à celle de vos villes; tout s'occupe de détails champêtres. Point de Marchands, point de Détailleurs... A Glaris la coquille de mon épée s'étant cassée, je n'ai pu trouver ni un Fourbisseur, ni une épée. »

Wesentlich verärgerter als Mayer wegen seines nicht reparierbaren Degens, finden wir *Schinz* darob, daß er einen ganzen Vormittag verlor wegen des »elendesten aller Perückenmacher«. Dieser scheint seinerseits weniger anspruchsvoll gewesen zu sein als Schinz, verlangte er doch für das Kämmen und Kräuseln von 7 Perücken nur 1 fl. 15. Für das Waschen von 8 Hemden, 9 Paar Strümpfen, 4 Schnupftüchern, 2 Paar Unterhosen und 5 Kappen hatte Schinz 1 Gulden zu bezahlen.

Vor allem seiner zentralen Lage wegen, vielleicht außerdem auch wegen seiner, verglichen mit den übrigen dörflichen, doch etwas größeren Verhältnisse, bildete der Hauptort *Glarus* bestätigtermaßen den bevorzugten Standort der Fremden, von welchem aus sie ihre Tagestouren unternahmen, um abends wieder dorthin heimzukehren. Von 1773 an durch Jahrzehnte hindurch genoß der »Adler« in Glarus den Ruf »eines der besten Gasthöfe ... in der Schweiz« (Platen 1816).

Schon im Wintermonat 1809 war dem »Adler« eine Konkurrenz erwachsen, die seine Besitzerin nötigte, in den Zeitungen, z. B. im St. Gallischen »Erzähler«, nachstehende »Anzeige« bekannt zu geben:

»Da sich allhier ein neues Taffernen Wirtshaus zum *schwarzen Adler* gebildet hat, und vielleicht an eint oder andern Orten mit dem meinigen, schon seit vielen Jahren existierenden und wohl bekannten Gasthof könnte verwechselt werden, so wollte ich nicht ermangeln dieses öffentlich bekannt machen zu lassen und zugleich alle E. Reisende die mich als Gäste beehren werden aufs neue zu versichern, daß ich wie bisanhin mein möglichstes beytragen werde, denenselben ihr Aufenthalt soviel immer möglich angenehm zu machen und sie in jeder Rücksicht freundschaftlich, gut und billig zu bedienen. Ich empfehle mich daher jedermann aufs beste.

Wittwe Marty, zum *goldenen Adler* zu Glarus.«

Es dürfte während der zweiten, der eidgenössischen Reiseperiode gewesen sein, daß die glarnerischen Gastwirte anfingen, auf ihr Interesse an einem Verkehr von Reisenden aufmerksam zu werden, die nicht geschäftshalber, sondern freiwillig unser Land besuchten. Aber noch 1784 fand der bei uns ankehrende Mayer, daß die Wirte in der Schweiz zwar wohl teure Rechnungen zu machen verstünden, daß sie aber noch nicht so weitblickend wären, Mittel und Wege zu studieren, wie sie die Fremden herbeilocken könnten. Er schreibt:

« Les voyageurs offrent un revenu à la Suisse. Malheur à tous les Etats qui, dans leurs calcul, ne placent point ce casuel! C'est sur l'augmentation de ce bénéfice, qu'une Nation reconnaît la beauté de son Ciel, la douce température de son climat, la fertilité de son sol, et l'amabilité des ses Habitans; c'est alors qu'il luis est permis d'avoir un sentiment d'orgueil, et de prendre quelque confiance en elle... Pourquoi les Cantons populaires ignorent-ils que les Voyageurs veulent être invités, que l'espèce en est fantasque et précieuse? Ils vont où ils se plaisent; ils marquent par-tout, avec de l'or, la trace de leurs pas. »

Unmittelbar am Fremdenverkehr interessiert waren außer den Gastwirten auch Führer und Träger, deren Gewerbe wohl besonders während der dritten Reiseperiode aufzuleben begann, bedurften doch die ausländischen Gäste eines kundigen Begleiters noch dringender als die Schweizer aus andern Kantonen.

Der 1817 den Französisch-Amerikaner Simond führende und als Begleiter sich bewährende Glarner nannte sich *Courier*. Wir vermuten, daß dieser, auf der Allmeind wohnhafte Feldweibel *Christian Tschudi* (1787—1842), genannt »Türk«, weniger aus Eitelkeit denn

aus Standesbewußtsein sich vom »Führer« zum »Courier« befördert hat, und daß er möglicherweise sich distanzieren wollte von Kollegen einfacherer Bildung, die nicht wie er weit gereist und sprachenkundig waren.

In zwei Erscheinungen der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts verrät sich erstmals eine allgemeinere Erkenntnis von der Bedeutung einer sorgfältigen Pflege der Fremdenindustrie: 1832 gab *Samuel Walcher* von Glarus in Nachfolge eines Heidegger, Ebel, Glutz — seinerseits ein »Taschenbuch zu Schweizerreisen« heraus, und in der zweiten Nummer des nur während des Jahres 1836 existierenden »Intelligenz-Blatt für den Kanton Glarus« konnten die im »Raben« abgestiegenen Fremden in einer erstmals erscheinenden »Fremdenliste« sich einzeln namentlich aufgeführt sehen. Fast will es scheinen, daß, dank der Initiative ihres Besitzers, des Leutenant und Ratsherrn *Fridolin Glarner* (Vater des Stachelberg-Hoteliers Ulrich), der »Rabe« nun die führende Stellung unter den Glarner Gasthäusern eingenommen hätte.

Zu *Fergusons* Zeit — 1852 — dürfte in den ersten Glarner Hotels die »französische Schule« bereits eingeführt gewesen sein, erwähnt doch der Engländer, daß im (nicht näher bezeichneten) Hause, wo er abgestiegen war, das Mittagessen in dem mit »Salle à manger« überschriebenen Raum eingenommen wurde.

*

Das Verhalten des Glarnervolkes den fremden Gästen gegenüber wurde von diesen mehrheitlich als freundlich und zuvorkommend bestätigt. Die Obrigkeit gewährte schon früh dem Naturforscher von Ruf nicht bloß den Besuch der Banngebiete, sondern auch den Abschuß eines Tieres, gewährte dem Ausländer den Besuch der Landsgemeinde oder die Teilnahme am Schauspiel der Kübelverlosung. Das Wirtschaftsgesetz erlaubte (1821) die Bedienung fremder Reisender Sonntags auch zu den Zeiten, während welcher die Gaststuben für die Einheimischen gesperrt waren.

Dessenungeachtet, daß die Kinder dazu angehalten wurden, den Fremden höflich zu begegnen, verzichteten viele Väter nicht darauf, dank ihrer Bauernschlauheit, jene gelegentlich hineinzulegen, und z. B. die Wettsucht der Engländer mehr gerissen als gastlich auszunützen, natürlich unter so feiner Einfädelung der Sache, daß die Wettenden es nicht merkten. Gar nicht bemüht dagegen, und von einer Minderheit von Reisenden lästig empfunden, wurde hie und da

eine als geradezu weibisch bezeichnete Neugier gewisser männlicher Klatschbasen.

Dem Bericht von seiner Klöntalreise des Jahres 1796 hat *Graß* »Reise-Erfahrungen und Bemerkungen« zuhanden eine »Reise in die Berge« vorhabender Künstler angefügt. Ihnen entnehmen wir folgende, entweder unser Land oder die damalige Art des Reisens betreffende Angaben: »Man muß durchaus« — d. h. wohl: überall, ohne Ausnahme — »in den Wirtshäusern teuer bezahlen«. Wo, wie in den Alpen, keine Wirtshäuser sind, ist eine *Gesellschaft* wenig willkommen in den Sennhütten. Man reise zu Zweit.

»Die Sorge für Gesundheit muß eine Hauptsorge eines Reisenden sein. Ein Rock, der einem Ueberrock gleicht, nur etwas kürzer ist, mit einfacher Reihe Knöpfe und guten, festen Taschen, möchte die beste Kleidung sein. Diesen rollt man, wann es heiß wird, zusammen und hängt ihn über die Schulter. Noch notwendiger aber ist, Erkältung zu vermeiden, wenn man geschwitzt hat, eine wollene Flanellweste, die man auf bloßem Leibe unter dem Hemde trägt, sonst ist heftiger Schweiß und schnelles Kaltwerden unvermeidlich. Kurze, leichte Stiefel sind sehr gut, der Fuß wird in dem betauten Grase nicht so naß, und die Steine fallen nicht so häufig hinein, als bei Schuhen. Eben so gut aber, und vielleicht noch besser möchten Camaschen von Leder oder dickem Tuch sein.

Für die rauhe Morgenluft, oder um ohne Schaden aus einer Quelle zu trinken, ist etwas eingemachter Calmus, oder die kleine Aenis-küche sehr gut zu gebrauchen. Für Durst in der Hitze, etwas Salpetersalz. Zur Stillung des zu sehr in Bewegung gesetzten Blutes kann man etwas Cremor Tartari mit Eleosacharum Citri vermischt, mitnehmen. Für Blasen an den Füßen etwas getrocknete Schweinblase oder Hirschunschmitt. Ein Fläschchen Kirschgeist ist in allen Fällen sehr dienlich, entweder einen sehr ermüdeten Teil zu waschen, oder es mit warmer Kühmilch zu mischen, welches ein vortreffliches Getränk gibt. Kalter Braten oder geräucherte Wurst kommt einem auch wohl zu statthen. Im Regen ist ein leichter Regenschirm oder ein halber Mantel von festem Zwilch durchaus besser als ein Wachsmantel. Dieser hitzt und zerbricht leicht.« —

Von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, waren Sommer und Herbst die Jahreszeiten, während welcher die fremden Gäste sich in unser Land wagten. Nach und nach muß es sich herumgesprochen haben, daß mit längeren Schönwetterperioden anderswo häufiger gerechnet werden darf. So bezeichnet Lantier (1803) u. a. »les pluies abondantes« als eine der Unannehmlichkeiten, die der Besucher einer

der malerischsten Gegenden der Schweiz in den Kauf nehmen muß. Pfr. J. R. Steinmüller ist, nebenbei gesagt, unseres Wissens der erste, der 1804 vom Glarnerland als von »unsers Hergotts Schüttstein« gesprochen hat.

II. Die Vorläufer

John Ray (1627—1705), nach H. B. de Saussure »le naturaliste le plus universel que l'Angleterre ait produit«, unternahm in den Jahren 1663/65 Reisen auf dem Kontinent (und bis nach Malta), von denen nicht nur er selber, sondern auch sein Zögling Philipp Skippon Rechenschaft abgelegt haben. John Ray besuchte das Land Glarus erst anlässlich seines zweiten Aufenthaltes in der Schweiz. Von Weesen her betrat er Glarnerboden am 30. März 1665 und verließ ihn wieder am 1. April. Volle drei und einhalb Seiten seines selten gewordenen Buches sind »Glaris« gewidmet, doch beschränkt sich die persönliche Aeußerung Rays auf wenige Zeilen, während er im übrigen nichts anderes als einen Auszug aus »Simler« bietet. Was er in jenen zwei Zeilen mitteilt ist, daß die Reisenden in Glarus die Hörner des Steinbocks besichtigten und diese ähnlich denen eines Geißbocks, nur breiter fanden. Das Rathaus, das die (dem Jäger Christian Nutt Ende September 1550 abgenommene) Trophäe barg, ist schon mit keiner Silbe mehr erwähnt. Das einzige, was man sonst noch erfährt, besteht in der Angabe, daß die Reisenden beim Verlassen des Landes den Weg über »das kleine dorf Näfels« einschlugen, um nach Rapperswil zu gelangen.

War es schon umständlich, Rays »Observations« (London 1673) aufzutreiben, so gelang es uns nicht, die von Ferguson zitierten »Reisen Sir Philipp Skippons« unter die Augen zu bekommen. »Sie haben« — sagt Skippon (laut Ferguson) von den Glarnern — »große viereckige Tafeln aus einem gewissen Schiefersteine gemacht, und auf diesen machen sie ihre Rechnungen mit einem Stück Kreide«.

*

Nach Verfügung der ordentlichen Tagsatzung zu Baden vom Jahre 1682 sollten die neuerdings in bösem Unfrieden befindlichen religiösen Parteien im Lande Glarus durch die Intervention eines gemischten Schiedsgerichtes zur gütlichen Beilegung der »Glarner Händel« zu gelangen suchen. Die beiden katholischen Schiedsrichter von Luzern und Uri hatten zur Protokollierung der vom 7.—13. September teils in Näfels, teils in Glarus geführten Verhandlungen den